



Südsee Paradies am Rande der Tropen

Das südöstlichste Archipel Französisch-Polynesiens liegt knapp über dem südlichen Wendekreis am Rand der Tropen auf 23° S, 135° W. Ein fast durchgehendes Außenriff schützt die Lagune, vier hohe Inseln und dutzende niedrige Inselchen vor der Gewalt des Pazifik. *Pitufas Crew* (Birgit Hackl, Christian Feldbauer und Bordkatze Leeloo, www.de.pitufa.at) hat Kurs auf das abgelegene Archipel genommen.

Text: Birgit Hackl, Fotos: Christian Feldbauer

Land in Sicht! Nach 24 Tagen auf See erscheinen uns die grünen Berge der Îles Gambier wie eine Fata Morgana in der weiten, blauen Wüste des Pazifik. Wir sind direkt von den Galapagos Inseln hierher gesegelt und haben uns schweren Herzens gegen Zwischenstopps auf der Osterinsel oder auf Pitcairn entschieden. Im vorherrschenden Südostpassat mussten wir schon für den Kurs Richtung Gambier im ersten Drittel 60 Grad am Wind segeln, für die anderen beiden Destinationen hätten wir noch viel härter gehen müssen. Nach einem schnellen Start in der ersten Woche mit Etmalen um die 170 Seemeilen hofften wir auf eine schnelle Überfahrt, dann entschieden wir uns aber „abzubremsen“, um eine Schlechtwetterfront im Süden zu vermeiden und hingen fast eine Woche in einer Zone mit drehendem Leichtwind fest. Rundherum bedrohliche Wolkentürme, Regengüsse und manchmal mehrere Regenbogen gleichzeitig, aber kaum Wind zum Segeln. Nur die langgezogene, meterhohe Dünung erzählte von Stürmen weiter unten im Süden. Letztendlich setzte der Passat doch wieder ein und nun ist es soweit: Nach 2.900 Seemeilen liegt der breite, mit Bojen markierte Kanal durchs Außenriff vor uns. Ein letzter „Squall“ schickt uns noch 30 Knoten Wind, *Pitufa* stampft in der Düse zwischen den bergigen Inseln gegenan, doch die Dünung des Pazifik muss draußen bleiben und bricht beeindruckend am Außenriff.

Wie meist bei Reiseplanungen haben wir absichtlich keine Fotos der Gambierinseln angeschaut, um offen für eigene Eindrücke zu sein, und so ist jetzt die Überraschung groß, als wir die wenig tropisch anmutenden, mit Pinien bewaldeten Berge bestaunen. Zumindest die Küste mit Kokospalmen und Sandstrand entspricht unserem Südseeklischee. Die Ankerbucht von Rikitea, der einzigen (kleinen) Stadt auf der Hauptinsel Mangareva liegt hinter einem wahren Rifflabyrinth. Der Kanal ist markiert, doch was auf der Karte so klar wirkt, sieht in natura aus wie ein Wald aus Bojen. Wir tasten uns im Zickzack hinein und dann fällt der Anker: Das erste Mal seit 24 Tagen herrscht Ruhe. Etwa 15 Boote liegen schon vor Anker, alte Bekannte aus dem Funknetz kommen gleich im Dingi vorbei: Einklarieren muss man bei der Gendarmerie, Geld wechseln auf der Post, Internetminuten, Wasser und Waschmaschine gib't bei Fritz,

dem Deutschen, und morgen sind wir zum Potluck („Topfglück“ bedeutet, jeder bringt ein Gericht mit) eingeladen. Leeloo, die Bordkatze marschiert auch gleich auf Deck, sie hatte die Hoffnung auf ein Ende der Schaukelei wohl schon aufgegeben. „Hm, sollten wir nicht eigentlich euphorisch überglücklich sein?“ frage ich zweifelnd. „Dafür sind wir zu fertig, vielleicht morgen.“ Wir haben uns auf dem langen Törn nicht nur auf AIS- oder Radaralarmlernen verlassen, sondern haben durchgehend Nachtwachen gehalten. Wir zelebrieren noch unserer Ankunftsritual – eine Flasche Sekt und Tapas – und fallen dann völlig erschöpft in die Koje.

Beim Spaziergang durch den hübschen Ort Rikitea am nächsten Morgen setzt die erwartete Euphorie ein. Schmutzige Häuser, üppige Gärten, davor große Autos und überall lächelnde Gesichter – der Großteil mit polynesischen Zügen, nur einige wenige Franzosen arbeiten hier. „Bonjour!“ tönt es aus jedem Garten, Leute in vorbeifahrenden Autos winken, wir kommen mit lächeln und grüßen gar nicht nach. Das Einklarieren im Büro der Gendarmerie könnte nicht einfacher sein, schnell ein Formular ausgefüllt und schon sind wir legale Besucher. Gut, dass ich auf der Überfahrt einige Male in mein „Französisch-in-30-Tagen-Kursbuch“ geschaut habe, denn der freundliche Gendarme spricht kein Wort Englisch. In der ersten Woche gehen wir's langsam an, denn die Strapazen der Zeit auf See sitzen uns tiefer in den Knochen als erwartet. Wir

- 1 Blick von Mt. Duff nach Taravai
- 2 Versorgungsschiff in Rikitea
- 3 Frühstücksbaguettes

können uns auch Zeit lassen, denn als EU-Bürger können wir theoretisch unbegrenzt bleiben, praktisch ist das Aufenthaltslimit aber 18 Monate, denn nach Ablauf dieser Frist müsste man das Boot hier versteuern. Der Aufenthalt für andere Nationalitäten ist auf drei Monate in ganz Französisch-Polynesien beschränkt und so müssen unsere neuseeländischen, australischen und amerikanischen Freunde nach einem kurzen Aufenthalt schon wieder weiter.

Mangareva - Kleinstadtleben und Wanderparadies. Nach einigen Tagen kennen wir uns in Rikitea schon gut aus, denn die Hauptstadt ist mit etwa 1.000 Bewohnern nur ein großes Dorf. Trotz holprigem Französisch kann man leicht Leute kennenlernen: Die Chefin unseres Lieblings-Minimarkets gibt bei jedem Einkauf einen Kurzsprachkurs in Mangarevan, der Bäcker probiert sein bisschen Englisch an uns aus. Früchte gibt es im Überfluss, riesige Pampelmusen liegen überall herum und wir haben gehört, dass man diese einfach aufsammeln kann. Bei einem verfallenen Haus steht ein Pampelmusenbaum und wir bücken uns kurz entschlossen nach dem Fallobst. „Non, non!“ schreit ein Mann vom Nachbargrundstück – oh je, da sind wir wohl beim Stützen erpatzt worden. Der sportliche Polynesier joggt zu uns herüber und schon klärt sich das Missverständnis: Wir sollen nicht die angeknab-

schmalen Grat ganz oben heißt es gut festhalten und Nerven bewahren, denn der Wind pfeift bedrohlich über die Felsen. Dafür bieten sich unglaubliche Ausblicke über die türkis schimmernde Lagune, die Brandung, die weit draußen gegen das Außenriff donnert, alle Inseln und das Rifflabyrinth dazwischen. Der Nachbarberg Mokoto ist beinahe genauso hoch wie Mount Duff und der Weg noch steiler.

Eine Küstenstraße mit Aussichtspunkten führt fast ganz um die Insel herum, es gibt zwei Wanderwege über den Hügelkamm und wir können uns am Kontrast zwischen den alpin anmutenden, pinienbedeckten Hängen und der in Pastelltönen glitzernden Lagune nicht satt sehen. Die Vegetation verändert sich alle paar Höhenmeter: Palmen, dann Farne, verschiedene Nadel- und Laubbäume, dazwischen immer wieder Ruinen alter Straßen und Häuser. Die Gambier-Inseln wurden etwa 1000 nach Christus besiedelt, die verfallenen Überreste zeugen noch von dicht besiedelten Königreichen. Bald nach der Entdeckung durch Captain James Wilson 1798 wurde die einheimische Bevölkerung aber durch eingeschleppte Krankheiten, Ausbeutung und Abwanderung auf nur 500 Menschen reduziert, erst im 20. Jahrhundert stieg die Bevölkerungszahl wieder an. Der heutige Wohlstand der Gambier beruht auf der Zucht der berühmten schwarzen Perlen.

Schwarze Perlen machten die Gambier wohlhabend



berten Früchte vom Boden aufheben, sondern die guten vom Baum pflücken. Strahlend zeigt er uns gleich den Rest des Gartens und schenkt uns noch Tomaten, Maniok, Rettich und Salat. Bei einem anderen Spaziergang läuft uns eine ältere Frau nach, lädt uns auf ihre Terrasse ein und gibt uns dann noch einen Sack Bananen mit. Bald haben wir immer ein paar kleine Geschenke im Rucksack, um uns für die spontane Großzügigkeit der Einheimischen zumindest mit einer Kleinigkeit revanchieren zu können.

Auf dem beliebten Ankerplatz vor Rikitea gleicht die Cruiser-Community auch einem kleinen Dorf. Jeder kennt jeden, Dingis brummen herum, man lädt einander zum Sundowner oder Abendessen ein und dabei werden die neuesten Infos, Karten, GPS-Tracks etc. ausgetauscht. Auf allen Booten wird repariert, denn auch fürs Material war der lange Segeltörn eine Herausforderung. Trotz einer langen To-Do-Liste auf *Pitufā* können wir den grünen Hügeln bald nicht mehr widerstehen und beginnen, Mangareva per pedes zu erkunden. Die Insel ist ein Wanderparadies: Über der Ankerbucht thront Mount Duff, der mit 441 Meter höchste Berg der Insel. Wir schnaufen in anderthalb Stunden den steilen Weg hinauf, die Schilder brauchen wir nicht, denn wir haben Bergführer mit: Zwei streunende Dorfhunde haben sich auf Wanderungen mit Yachties spezialisiert und begleiten uns bis zum Gipfel. Auf dem

Heiva-Kulturfestival und Wintereinbruch. Das lange Außenriff mit einem Umfang von etwa 90 km schützt die Lagune großteils vor der Ozeandünung, die Abstände zwischen den Inseln sind jeweils nur wenige Meilen und so kann man gemütlich das ganze Archipel erkunden. Wir besuchen einige Ankerplätze, doch Anfang Juli zieht es uns nach Mangareva zurück, denn in ganz Polynesien finden zu dieser Zeit Kulturfestivals statt und wir wollen das Fest in Rikitea keinesfalls verpassen. Schon kurz nach unserer Ankunft Ende Mai hörten wir allabendlich Trommeln und Gesänge. Bald fanden wir die Ursache der exotisch anmutenden Geräuschquelle: Zwei konkurrierende Tanz- und Trommelgruppen übten tagtäglich mehrere Stunden in der Schule und in der Mehrzweckhalle. Innerhalb von drei Monaten wurden komplizierte Choreographien einstudiert, die Frauen schwangen unermüdlich die Hüften, die Männer wackelten im Gegenzug kriegerisch mit den Knien. Am 5. Juli ist es dann endlich soweit: Das Julifestival „Julliet“ oder „Heiva“ beginnt. Zwei Wochen lang finden täglich Tanz- und Nebenveranstaltungen statt und die besten Tänzer bekommen Preise. Liebevoll dekorierte Essensstandeln werden aufgebaut und die Leute feiern bis spät in die Nacht. Leider setzt im Juli der Winter in der südlichen Hemisphäre so richtig ein, wöchentlich ziehen Tiefs im Süden vorbei, bringen eiskalten Südostwind und viel



Regen. Bei solchen Bedingungen kostet der Besuch des Festivals einiges an Überwindung. Wir packen uns in unser Schlechtwetterzeug ein, denn die Gischt spritzt übers Dingi. Das Spektakel an Land ist den Aufwand aber allemal wert: Die Tanzgruppen präsentieren sich in verschiedenen, aufwändigen Kostümen, die Trommler legen sich ins Zeug, bis die Hände rauchen, und die Tänzer geben alles. Die Menschen hier haben die Musik eindeutig im Blut – nicht einmal die Missionare konnten ihnen das austreiben. Gleich nach der Ankunft der ersten katholischen Missionare im Jahr 1834 taten diese allerdings ihr Möglichstes, alle Aspekte der polynesischen Kultur zu verbieten und durch einen strengen Gottesstaat zu ersetzen. Tanzen, Singen, Tätowierungen, die eigene Sprache und scheinbar jegliche Lebensfreude wurden den freundlichen Polynesiern ausgetrieben – heutzutage wird glücklicherweise aktiv und erfolgreich daran gearbeitet, die alte Kultur wiederzubeleben.

Nach dem Abschluss des Heiva wollen wir so schnell wie möglich weg in wärmere Gefilde. Jedes Mal, wenn ein Tief vorbeizieht, dreht der Wind erst auf Norden und dann über Westen wieder auf Süden – die Wetterfenster sind einfach nicht lang genug, um mit vernünftigem Wind die warmen Marquesas weit im Norden zu erreichen. Wir backen viel, essen heiße Suppe und nutzen die Schlechtwettertage für kleine Jobs an *Pitufā*. Der Motor freut sich über einen Ölwechsel, Batteriewasser wird nachgefüllt, das Sofa im Salon bekommt einen neuen Bezug, eine Wasserfangplane mit Seitenteilen fürs Bimini – es gibt immer was zu tun. Die Decksausflüge unserer Katze Leeloo werden immer kürzer, wenn der Wind durch den Schnurrbart pfeift und die Ohren flattern, ist es drinnen am gemütlichsten. Mitte August sieht der Wetterbericht endlich gut aus für eine Überfahrt: konstanter Wind zwischen 20 und 25 Knoten aus Südost bis Ost. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge schauen wir auf die Gambierinseln zurück, die hinter uns schon in



einer dunklen Regenwolke verschwinden, während *Pitufā* auf den Sonnenschein im Norden zufliegt. Wir freuen uns, dass wir Schiun-terwäsche und Socken bald wieder ausziehen können, sind aber traurig, unsere neu gewonnenen Freunde zurückzulassen. Wir haben es in den drei Monaten nicht geschafft, alle Inseln hier zu besuchen, waren wegen der sinkenden Temperaturen nie am Außenriff tauchen. Nana (Servus), Gambier – vielleicht kommen wir ja im Sommer hierher zurück. ★

- 1 Perlfarmen
- 2 Streuner als Bergführer
- 3 Tanzfest